

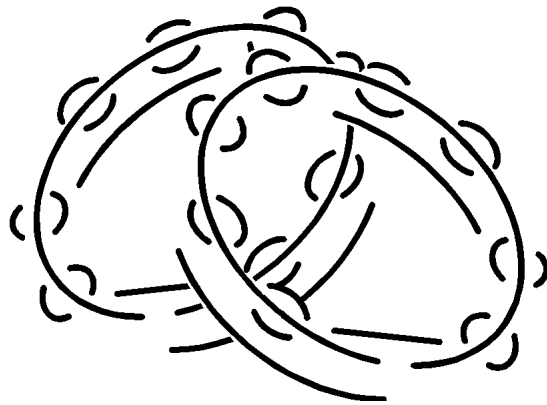
Dorothee Kreusch-Jacob • Musik macht klug

Dorothee Kreuzsch-Jacob

Musik macht klug

Wie Kinder die Welt der Musik entdecken

Mit Fotos von Ursula Markus



Kösel

Dieses Buch erschien zuerst 1993 im Kösel-Verlag, München, unter dem Titel
»Keine Angst vor falschen Tönen«.
Die hier vorliegende Ausgabe wurde überarbeitet und ergänzt.

3. Auflage 2003
© 1999 by Kösel-Verlag GmbH & Co., München
Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung: Kösel, Kempten
Umschlag: Kaselow Design, München
Umschlagfoto: Tony Stone/Penny Gentieu
ISBN 3-466-30496-2

Gedruckt auf umweltfreundlich hergestelltem Werkdruckpapier (säurefrei und chlorfrei gebleicht)

Inhalt

Vorwort	7
Jedes Kind ist musikalisch	9
Klangraum Mutterleib	13
»Zeitfenster« im Gehirn	17
Musikalische Spiele für die Allerkleinsten	22
Musik geht durch die Hände	24
Den eigenen Ohren trauen	29
Die »Seelenohren« eines Kindes	32
Keine Angst vor falschen Tönen	35
Gelegenheit macht Lieder	38
Lieder für die Bettkante	40
Ein Liederpaket für unterwegs	42
Denk-mal Mozart!	44
Instrumente zum Improvisieren – erste Spielversuche	50
Ernsthafter Wunsch oder Augenblickslaune?	54
Zwei, die sich suchen und finden	58
Fidel oder Akkordeon?	61
Welche Lehrerin, welcher Lehrer?	68
Noten müsste man können	73
Früh übt sich?	80
Musizieren macht klug	84
Üben heißt spielen	88
Üben, ein not-wendiges Übel?	91
Hilf mir, es selbst zu tun!	98

Die eigene Sprache tastend und spielend entdecken	103
Der »innere Lehrer«	106
Bewegungs-Phantasie statt technischer Drill	110
Was passiert im Gehirn?	114
Üben mit Köpfchen	116
Viele Male »Noch einmal!«	120
»Ich spiel mit meinem Stück«	123
»Ich mag nicht mehr!«	128
Alles umsonst?	132
Knopf im Ohr?	136
Kleine und große Vorbilder	140
Klänge als heilende Kraft	143
Zwischen Lärm und Stille	147
Was hat Musik mit Muße zu tun?	151
Anhang	155
<i>Institutionen</i>	155
<i>Weitere Titel von und mit Dorothée Kreusch-Jacob</i>	155
<i>Literaturverzeichnis</i>	157
<i>Quellenverzeichnis</i>	158

Vorwort

Ob Einstein auch dann auf seine bahnbrechende Relativitätstheorie gestoßen wäre, wenn ihn nicht sein Geigenbogen sanft, aber sicher darauf hingeführt hätte?

Helmut Mauró



Musik macht klug? – Musik wirkt »begabend«!

Dieses Buch fragt trotz seines provokativ-verkürzenden Titels nicht nach Begabung. Sein Sinn liegt nicht darin, Musik für einen »Zweck« zu gebrauchen, der da Intelligenzförderung beziehungsweise Leistungs- oder Erfolgsdenken heißt. Vielmehr erfüllt es nur dann seinen Zweck, wenn es uns gelingt, Musik in ihrem wunderbaren Wesen Kindern näher zu bringen und sie als das zu sehen, was sie ist: sinn-voll und zweck-frei zugleich. Be-gabend in vielerlei Hinsicht. Allerdings möchte dieses Buch, angesichts der Forschungsergebnisse der letzten Jahre, den Blick auch auf Zusammenhänge lenken, die bisher oftmals nicht deutlich genug in unser Bewusstsein dringen konnten: Musik wirkt nicht

nur begabend für die Seele, sondern auch für den Geist. Ein Ansatz, der es notwendig macht, dass jedes Kind in den Genuss einer musikalischen Förderung kommt. (Werden die Musikstunden in den Schulen nicht immer als Erstes vom Lehrplan gestrichen? Werden sie nicht allzu oft von fachfremden Lehrern gehalten? Wie steht es mit dem Ansehen von Musiklehrern an unseren Schulen?) Musikalische Erziehung ist, jenseits der Begriffe »musikalisch« oder »unmusikalisch«, im Sinne einer ganzheitlichen Erziehung und Förderung eine Notwendigkeit und Chance für *jedes* Kind.

Dass uns Musik nicht nur im Innersten berührt, sondern auch verschiedenste Begabungen in uns weckt, ist mittlerweile durch immer mehr wissenschaftliche Studien bestätigt worden. Hierbei ergänzen sich die Ergebnisse der Hirn-

forschung mit denen der Intelligenzforschung. Kinder, die früh mit Musik in Kontakt kommen, viel Musik hören oder ein Instrument spielen, entwickeln nicht nur höhere Intelligenz und mehr Kreativität im Denken als andere. Darüber hinaus wurde festgestellt, dass sich musikalisch erzogene Kinder ausgeglichener, kommunikativer – und sozialer verhalten. Was also schon in der Antike als Ideal der Menschenbildung galt, erhält nun durch die moderne Wissenschaft neue Aktualität: Bereits früh sollten Kinder in die Musik hineinwachsen. Dieses Buch möchte all denen Mut machen, die das Vertrauen in die eigenen musikalischen Fähigkeiten oder in die des eigenen Kindes verloren haben. Es möchte auch diejenigen ansprechen, die bis jetzt genügend Argumente hatten, warum ihr Kind *keine* Musik macht, sei es, weil sie nichts »Handfestes« fürs Le-

ben und den späteren Beruf bringt, sei es, weil es ihnen schwer fällt, die musikalischen Bedürfnisse ihres Kindes wahr- und ernst zu nehmen. Oft mögen dabei auch die Angst vor nervtötendem Üben (die Nachbarn) oder gar die negativen Erinnerungen an die eigenen Klavierstunden im Nacken sitzen ...

»Der Mensch ist ohne Musik nicht vollständig, sondern nur ein Fragment«, sagte einmal der Komponist und Pädagoge Zoltan Kodály. Wer Kinder offen und neugierig auf ihrem Weg zur Musik begleitet, wird viel Neues erleben. Und möglicherweise lässt sich auch manches nachholen, was man als Kind versäumte. Musik erleben als Spiel? – Wir können vieles von Kindern lernen: die Freude an allem, was klingt, das unbefangene Sichausdrücken all dessen, was uns innerlich bewegt ... Eine Chance, aus dem Fragment ein Ganzes werden zu lassen.

Dorothee Kreuzsch-Jacob

Jedes Kind ist musikalisch



Jakobs Liebe zur Musik ist heftig – und unüberhörbar. Löffel, Dosen und Deckel müssen beim Trommeln herhalten. Hört er Musik aus dem Radio, hüpfert er und dreht sich. Er greift in die Tasten, wenn der ältere Bruder am Klavier sitzt und üben will.

Viele Eltern wissen, dass diese begeisterte Spielfreude eine wichtige Rolle in der musikalischen Entwicklung ihres Kindes spielt. Augenblicke des Zweifelns gibt es trotzdem. Dann taucht plötzlich die Frage auf: »Ist mein Kind eigentlich musikalisch?« Und was ist dann am besten zu tun?

Ich höre diese Frage in meiner Praxis als Musikpädagogin oft. Es ist eine Frage, die – vor allem, wenn es um kleinere Kinder geht – gar nicht gestellt werden sollte. Jedes Kind ist musikalisch. Die Anlagen dazu bringt es mit auf die Welt. Musikalität ist zunächst nichts anderes als die Fähigkeit, von Musik berührt zu werden, nichts anderes, als auf alles, was klingt, zu reagieren. Jedes Kind ist offen und bereit, die Welt des Klanges in sich aufzunehmen und sich auf musikalische Weise auszudrücken.

Wie auf allen Gebieten seiner Entwicklung läuft der Weg, den es dabei einschlägt, über die Sinne. Spielerisch und voller Neugier erweitert es im Laufe der Zeit allmählich seine musikalischen Möglichkeiten.

Haben wir etwa nach spezieller »Begabung« gefragt, als unser Kind laufen, sprechen oder malen lernte? Mit wie viel Freude und Bewunderung wurde jeder Lernschritt begleitet! – Auch in der Musik gibt es eine musikalische Vor-Sprache, ähnlich den Kritzelbildern. Kritik und zu frühe gezielte Anleitung bringen manches Kind zum Verstummen.

Vor-Urteile

Während wir inzwischen akzeptieren, dass es beispielsweise beim Sprechenlernen sowie auf anderen Gebieten gewisse Entwicklungsverzögerungen geben kann, die unproblematisch sind und aufgeholt werden können, steht es um die Beurteilung von Musikalität beim Kind anders. Hier glauben viele, »unmusikalische« Kinder früh zu erkennen, und zwar aufgrund populärer, jedoch unsachlicher



Kriterien. So muss zum Beispiel das musikalische Kind »früh«, »viel« und »richtig« singen. Dazu kommt eine gewisse Verklärung und Mystifizierung von Musik als Kunst. Demnach wird denn auch Musikalität als Begabung oder Begnadung gesehen, die einem Menschen geschenkt oder angeboren ist. Eine Festlegung, die etwa dem bekannten »Nabelschnur-Effekt« entspricht. Margaret Mead beobachtete in Neuguinea bei einem Eingeborenenstamm Folgendes: »... ein Kind, bei dem bei der Geburt die Nabelschnur eng um den Hals geschlungen ist, gilt nach angeborenem und unbestreitbarem Recht als zum Maler bestimmt. Daran glaubt man so fest, dass wirklich nur ein auf diese Weise Geborener gute Bilder malen kann, während der Normalgeborene nie ein Künstler werden kann.«

Was außerhalb gewohnter Normen fällt, hat es ganz offensichtlich schwer. »Unmusikalisch« – dieses Wort wirkt lähmend. Wie soll das kleine Kind, das unbekümmert singt, einsehen können, dass es »falsch« singt, solange Musikalität daran gemessen wird, wie gut oder korrekt eine vorgegebene Melodie reproduziert wird, der eigenen Entfaltung des musikalischen Ausdrucks jedoch wenig bis keine Aufmerksamkeit geschenkt wird. Solange »Musikalität« in den Augen vieler nur als das Hineinwachsen in eine bereits bestehende musikalische

Umwelt gesehen wird, werden »unmusikalische« Kinder geradezu vorprogrammiert. Diese Form musikalischer Sozialisation ist alles andere als »begabend«. Sie schafft Außenseiter. »Brummer«, die nicht mitsingen dürfen. Ängstliche und verkrampte Kinder, die weder ihren Ohren noch ihrer Stimme trauen. Außerdem wird es auch weiterhin Eltern und Lehrer geben, die mit der Begründung, Musik sei ja doch nur eine Frage der Begabung, sich um die kümmern, die diese Sonderbegabung aufweisen. Diese Haltung steht jedoch im Gegensatz zum Recht eines jeden Kindes auf die Ausbildung seiner in ihm angelegten Fähigkeiten.

Kinder holen sich, was sie brauchen

Kinder, die ihrer musikalischen Neugier und ihrem Bedürfnis, eine eigene Ausdruckswelt zu entfalten, ungehindert nachgehen können, haben alle Chancen, das weiterzuentwickeln, was in ihnen bereits angelegt ist. Ähnlich wie beim Erlernen der Muttersprache holen sie sich das, was sie brauchen. Ganz gleich, ob in einer Familie, in der Musik etwas Selbstverständliches ist, oder da, wo man sich musikalisch eher unsicher fühlt.

Es gibt viele Möglichkeiten. Sie reichen vom gemeinsamen Musikhören, Singen (auch wenn einer brummt), gemeinsa-

men Spiel (auch wenn's etwas schief klingt) bis zum Tanzen. Material, das klingt oder Geräusche von sich gibt, regt die musikalische Neugier Ihres Kindes an. Instrumente zum Ausprobieren sind ebenfalls wichtiges Spiel-Zeug. Aber irgendwann kommt der Zeitpunkt, an dem Ihrem Kind die häuslichen Möglichkeiten nicht mehr ausreichen. Vielleicht braucht es eine Gruppe, in der – dem Alter entsprechend und spielerisch – seine musikalischen Fähigkeiten zum Zuge kommen. Vielleicht möchte es ein Instrument lernen? Dann kann ein Musikpädagoge oder eine Musikpädagogin beraten. Er oder sie wird zunächst feststellen, wie weit die allgemeinen musikalischen Fähigkeiten Ihres Kindes entwickelt sind. Dafür gibt es einige Kriterien, die von einem gut entwickelten Gehör über rhythmisches Empfinden bis zu körperlichen Voraussetzungen des

Spielapparats gehen können. Jedoch auch hier gilt, dass das, was im Allgemeinen als »Musikalität« bezeichnet wird, ein Bündel von unterschiedlichen Fähigkeiten ist. Diese sind zunächst noch nicht gleichmäßig entwickelt, sondern je nach Alter und Neigung. Ein guter Unterricht jedoch kann das mit der Zeit ausgleichen. Wichtig ist dabei, dass sich dieser ganzheitlich und individuell auf das Kind einlässt und einstellt. Dass ein Gleichgewicht besteht zwischen dem, was an Eigenem vom Kind kommt, und dem, was es an vorgegebenen musikalischen Formen und Inhalten reproduzieren soll. Beides, das Nachmachen und Selbstgestalten, kann sich gegenseitig befruchten. In den Personen des Lehrers und der Eltern aber sollte das Kind Verbündete finden, die ihm die Freude an der Musik erhalten und auf seine ursprüngliche Musikalität vertrauen.

Wie wird man aber musikalisch? Liebes Kind? Die Hauptsache, ein scharfes Ohr, schnelle Auffassungsgabe, kommt, wie in allen Dingen, von oben. Aber es lässt sich die Anlage bilden und erhöhen. Du wirst es nicht dadurch, dass du dich einsiedlerisch tagelang absperst und mechanische Studien treibst, sondern dadurch, dass du dich in lebendigem, vielseitig-musikalischem Verkehr erhältst.

Robert Schumann

Klangraum Mutterleib



Frühe musikalische Erfahrungen

Luras musikalisches Interesse ist unverkennbar. Sie spielt mit den Fingern am Mund und trällert dazu, horcht auf jedes Geräusch, reagiert auf Musik mit dem ganzen Körper ... »Wann soll ich beginnen, Laura mit der Musik bekannt zu machen?«, fragt ihre Mutter. Eigentlich kommt diese Frage spät, obgleich Laura noch nicht einmal ein Jahr alt ist. Denn Laura hat längst schon von sich aus Freundschaft geschlossen mit allem, was klingt. Ihre ersten Höreindrücke reichen bereits in die Zeit zurück, als sie noch im Bauch ihrer Mutter war. Deren stetiger Herzrhythmus, ihr Atmen und andere Körpergeräusche begleiteten sie Tag für Tag. Alle diese Hörerfahrungen übten einen prägenden Einfluss auf ihr Neuronsystem und ihre emotionale Entwicklung aus.

Aber wie hört das Ungeborene? Alfred Tomatis, der große französische Hörforscher (HNO-Arzt und Professor für Audio-Psycho-Phonologie in Paris), schreibt in seinem Buch »Klangwelt Mutterleib«:

Der einzig vorstellbare Weg sind die Knochen, genauer gesagt, die Wirbelsäule, diese vibrierende Brücke zwischen Kehlkopf und Becken ...

Der Bauch wird so schwer, daß er das Zwerchfell nach unten schiebt und die Stimme um weitere Harmonien bereichert. Die Wirbelsäule reagiert wie die Sehne eines Bogens auf die Vibrationen des Kehlkopfs, und das Becken wird zu einem riesigen Resonanzkörper.« In diesem vibrierenden Klangkörper beschränkt sich das Ungeborene nicht darauf, passiv Töne zu hören, es »eignet sich vielmehr Erinnerungsbilder (engrammatisch) an, registriert Botschaften ... führt einen Dialog mit der Mutter.« Es hört also in einem weiteren Sinn. Es horcht auf den »Klang des Lebens«, spürt Zuneigung und Liebe.

Bereits ab der 27. Schwangerschaftswoche reagieren Embryos auf bestimmte Melodien, die die Mutter immer wieder singt. Sie saugen am Daumen oder öffnen und schließen die Hände beziehungsweise »tanzen« mit den Füßchen gegen die Bauchdecke. Es gilt als sicher, dass das neugeborene Kind seine Mutter



allein am Klang der Stimme wieder erkennt, die es so oft im »Klangraum« Mutterleib gehört hat.

Kein Wunder, dass es mittlerweile Krankenhäuser gibt, die sich diese Erkenntnisse zunutze machen. So gedeihen früh geborene Babys besser, wenn sie die vertraute Stimme der Mutter oder ihren auf Tonband aufgenommenen Herzschlag hören. Eine Art von Hör-Nahrung, die die Trennung von der Mutter leichter überbrücken hilft und die kindlichen Hirnströme in Gang hält und anregt.

Welch wichtige Rolle der Hörsinn spielt, mag die Tatsache zeigen, dass nach Ansicht verschiedener Neurologen der Hirnstamm stärker in die Hörbahn eingeschaltet ist als in die Sehbahn. Gehörtes wirkt also wesentlich intensiver auf die körperliche und seelische Entwicklung des Kindes ein als das, was es sieht. Umso mehr, als der Hirnstamm enge Verbindungen zum vegetativen Nervensystem besitzt. Außerdem steht der Hörsinn in enger Verbindung zum Thalamus, jener Gehirnzone, die als Tor zum Bewusstsein gilt, sowie zum limbischen System, das emotionale Reize verarbeitet.

In manchen Gegenden in Südamerika scheinen die Mütter instinktiv an die Hörfähigkeit ihres ungeborenen Kindes zu glauben. Während der Schwangerschaft pflegen sie eine silberne Kugel bei sich zu tragen, die bei jeder Bewegung feine Töne von sich gibt. Diese Kugel wird immer wieder kreisend über dem Bauch bewegt. Ist das Baby schließlich auf der Welt, wird es diese Klänge wieder erkennen. Das Schütteln und Bewegen der Klangkugel wirkt ganz offensichtlich beruhigend und besänftigend. Ähnliches konnten Forscher bei Neugeborenen beobachten, die erst einige Tage alt waren. Beim Hören einer Melodie, die die Mutter während der Schwangerschaft immer wieder gehört hatte, hatte diese deutliche Auswirkung.

gen auf Herzschlag und Bewegungsfrequenz.

In diesem Zusammenhang fällt mir ein alter Brauch der Zigeuner ein. Wenn ein alter Zigeunermusikant fühlte, dass er bald sterben würde, spielte er einer Frau in seiner Sippe, die ein Kind erwartete, täglich seine schönsten Lieder auf der Geige vor. Nach seinem Tod sollte das Kind sein Instrument bekommen und seine Musik weitertragen. So wurde in einem Volk, das keine Schriftzeichen für Sprache und Musik kannte, Musik weitergegeben.

Auch wenn manche These (noch) nicht bewiesen werden kann – zum Beispiel, dass Kinder überraschend schnell Musikstücke oder Sprachen lernen, mit denen sich die Mutter während der Schwangerschaft beschäftigt hat –, so steht doch fest, dass der musikalische Weg eines Kindes bereits vor der Geburt beginnt. Erste musikalische Grunderfahrungen werden im Gehirn festgehalten und gespeichert. Später kommt beim heranwachsenden Kind eine Fülle neuer Daten hinzu. Es entsteht ein dichtes Geflecht von Verknüpfungen zwischen Neuem und bereits Vertrautem. Alle diese Informationen werden schließlich spielend und lernend verarbeitet.

Hör-Erlebnisse sind für Babys auch Fühl-Erlebnisse. So nimmt das Kind während des Stillens gleichzeitig auch Laute der Zuwendung auf, die von der

Mutter kommen. Meist eine Art Sprechgesang, zärtlich und lautmalend, oft auch Bruchteile von Liedern, die in den verschiedensten Ländern und Kulturen der Welt überraschend ähnlich sind. Eine Ur-Musik, mit der wir, tief im Unbewussten, zeitlebens ein Gefühl des Geborgenseins verbinden.

Auch die Wirkung von Schlafliedern, verbunden mit schaukelnden und wiegenden Bewegungen, verbindet sich mit frühesten Erfahrungen. Dazu kommen noch feine Vibrationen, die der Gesang auslöst. Sie wirken lösend und entspannend.

Wer kennt sie nicht, die musikalischen Spiele mit Krabbelkindern? In einer Entwicklungsphase, in der sich das Kind langsam aus der Einheit mit der Mutter löst, spielen bei der Eroberung neuer Umgebungen und Räume Rufe und Signale eine wichtige Rolle. Solche oft gesungenen Zwiegespräche bieten Sicherheit, signalisieren Verbundenheit und ermöglichen immer wieder Rückfragen.

Denken wir an den begrenzten »Klangraum« des Mutterleibs und an die enge symbiotische Verbindung zur Mutter, so wird jetzt allmählich Resonanz in einem erweiterten Sinn möglich. »Resonanz« bedeutet wörtlich »zurück-tönen«. Die Welt wird zum Klangraum. Mit allen Sinnen reagiert das Kind auf das, was es hört, und setzt schließlich

selbst hörbare Zeichen. Es »tönt« zurück, antwortet durch Stimme, Sprache, Bewegung oder in Klängen. So entwickelt sich sein Weg zur Musik analog der eigenen menschlichen Entwicklung. Er führt zum eigenen Ich, zur eigenen Person. Und wieder steckt in diesem Begriff etwas, das mit der Welt der Klänge zu tun hat: »Per-sonare« heißt wörtlich »durch-klingen«. Eltern, die sich solcher Zusammenhänge bewusst sind, spüren, wie sehr sie selbst an der musikalischen Lebensgeschichte ihres Kindes mitschreiben. Sich dabei nur auf Begabung oder gezielte, möglichst frühe fachliche Förderung zu berufen, wäre nicht genug. Wichtiger ist das Mit-

gehen, das positiv gestimmte Begleiten des Kindes auf seinem Weg.

Wer zwei gleich gestimmte Gitarren nebeneinander legt und die eine bespielt, wird entdecken, dass auch die andere mitklingt. Dieses Mitklingen und Mitschwingen der Saiten, die dem Gesetz der Resonanz gehorchen, lässt sich auch auf Eltern und Kinder übertragen. Ganz gleich, ob wir dabei unsere Kinder zum Singen und Spielen bringen oder umgekehrt. – Auch Erwachsene entdecken oft im musikalischen Spiel mit ihren Kindern längst Vergessenes und Verdecktes, ungeahnte Kostbarkeiten. Je früher wir dieses Spiel beginnen, desto besser für beide!

Wirklich musizierende Menschen sind kaum beunruhigt oder besorgt, ob ihr Kind wohl musikalisch wird.

Heinrich Jacoby

»Zeitfenster« im Gehirn



Ein Blick auf die wissenschaftlichen Untersuchungen der letzten Jahre bestätigt, wie wichtig frühkindliche Sinneserfahrungen für die Struktur und Entwicklung des Gehirns sind. Das Zusammenspiel von Milliarden von Gehirnzellen braucht immer neue Reize und Anregungen. Je mehr und intensiver diese Inputs aufgenommen werden, desto dichter werden auch neuronale Verbindungen geknüpft. Eine entscheidende Rolle spielen dabei die »sensiblen Phasen« oder »Zeitfenster«, in denen Kinder bestimmte Fähigkeiten besonders schnell lernen. In solchen Entwicklungsphasen werden neuronale Schaltkreise angelegt und miteinander verknüpft, und zwar so dicht und leistungsfähig, wie es später nicht mehr möglich ist. Die emotionale, sprachliche, logische, motorische oder musikalische Entwicklung hängt also entscheidend davon ab, in welcher Zeit ein Kind Anregung und Förderung bekommt.

Sinnesreize schaffen neuronale Verbindungen

Zunächst funktioniert das Gehirn des Neugeborenen nach einem Grund»bauplan«, der durch die Gene festgelegt wird – eine Art Überlebensprogramm für Atmung, Herzschlag, Körperwärme und Bewegungsreflexe. Dazu kommt das, was bereits im Mutterleib begonnen hat: die Vernetzung und Feinverschaltung des Gehirns. Diese wird angestoßen durch Reize und Impulse aus der unmittelbaren Umwelt des Kindes. Bleiben diese aus, so werden die zahlreichen, im Überschuss angelegten Verbindungen nicht aktiviert und verkümmern. Nervenzellen, die jedoch durch visuelle, auditive oder taktile Sinnesreize angeregt werden, bilden immer neue und stabilere Verbindungen untereinander. Sensible Phasen in der Entwicklung des Kindes lösen einen ungeheuren Schub an Verbindungen aus. Ein hoch komple-

xes System von Informationsschaltstellen, den Synapsen, kann entstehen. Allerdings nur, wenn Sinnesimpulse diesen gewaltigen Lernprozess unterstützen.

Wer sprechen lernt, muss hören!

Selbst Fähigkeiten wie Hören und Sehen müssen gelernt werden. Forscher entdeckten, dass junge Katzen, denen zeitweise ein Auge abgedeckt wird, später auf diesem Auge nicht sehen können. Erst visuelle Reize lassen die Sehrinde reifen, so dass Umwelt oder Muster erkannt werden können.

Auch beim Kind lassen sich diese sensiblen Phasen nachweisen, in denen die »Zeitfenster« für die neuronale Verkopplung von Auge und Hirn beziehungsweise anderen sensorischen und motorischen Zentren weit offen stehen. Ganz gleich, ob es nun um motorische, emotionale, logische, sprachliche oder musikalische Entwicklung geht: Jede Fähigkeit hat »ihre Zeit«, ihre spezifische Lernphase.

Sprechenlernen geht durchs Ohr. Verbale Zuwendung und Anregung spielen dabei eine zentrale Rolle. Schon nach den ersten Monaten unterscheidet das Baby Laute, die für den Spracherwerb wichtig sind, es horcht und nimmt wahr, was Eltern und Geschwister miteinander sprechen. Es lallt, plappert, greift, fühlt,

schaut ... und kann irgendwann das Gehörte Personen und Gegenständen zuordnen. Bereits nach einem Jahr bilden sich Vernetzungen zur Analyse von Wörtern in der Hörrinde.

»Gefüttert« durch akustische Reize hat sich das Gehirn für die Muttersprache entschieden. (Wächst das Kind zweisprachig auf, so steht auch für den Erwerb der zweiten Muttersprache das Zeitfenster offen!)

Allmählich werden auch im Plappern des Kindes Sprachrhythmus und -melodie hörbar. Es spielt mit Silben und Lauten, ahmt nach, was es an sprachlichen Mustern durchs Ohr aufnimmt. Bis zum fünften Lebensjahr verfügt es bereits über einen zwar unbewussten, aber doch komplexen und automatisierten grammatikalischen Grundlagenwortschatz, den es immer mehr den sprachlichen Anregungen anpasst, die sich ihm bieten. – Allerdings, nach dem zehnten Lebensjahr nimmt die Fähigkeit wieder ab, sich eine Sprache wie die Muttersprache anzueignen.

Muttersprache Musik

Was für das Erlernen der Sprache gilt, lässt sich auch auf die Musik übertragen. Auch hier gibt es sensible Phasen, in denen Sinnesimpulse und Anregungen die Vernetzung im Gehirn verstärkt aktivieren. Wichtigster Energielieferant



des Gehirns für diesen Lernprozess ist wiederum das Ohr. Horchen, ausprobieren, singen, spielen ..., da kann es kaum ein Zuviel geben. Neugierig und voller Wissensdurst holen sich Kinder das, was ihr Informationssystem verarbeiten kann. So kann in einer Umgebung voller musikalischer Anregungen Musik zu einer Art Muttersprache werden, die sich mühelos und spielerisch erlernen lässt. Analog zum Prozess des Spracherwerbs entwickeln Kinder Vorstellungen von Musik, Rhythmen, Me-

lodien, Harmonien oder Instrumenten – ein noch unbewusster Erfahrungsschatz, auf den später zurückgegriffen werden kann.

Für das Spiel auf einem Instrument liegt die sensible Phase zwischen drei und zwölf Jahren. Wird dieses »Zeitfenster« genutzt, so hat dies nachhaltige Wirkungen auf die Entwicklung des Gehirns.

Am Institut für Experimentelle Audiologie an der Universität Münster wurde festgestellt, dass Musiker mehr Teile des Gehirns aktivieren als andere Menschen.

Je früher sie begannen, ein Instrument zu spielen, desto mehr Nervenzellen wurden in ihrem Gehirn für die Verarbeitung von Tönen mobilisiert. Bekannt ist, dass Kinder, die während der sensiblen Phase mit einem Instrument beginnen, eine selbstverständliche Leichtigkeit im Spiel erreichen können, wie sie später nicht mehr möglich ist. »Fingerabdrücke« im Gehirn?

Auch in der Großhirnrinde, die ihre Impulse vom Bewegungsapparat erhält, hinterlässt das Musizieren seine Spuren. So konnte der Konstanzer Psychologe Thomas Elbert bei Kindern, die Geige und Cello spielten, eine Veränderung der Aktivitätsmuster in diesem Teil des Gehirns beobachten. Da Streicher vor allem die linke Hand zur Klangerzeugung aktivieren, wirkt sich dieses stimulierend auf eine erheblich stärkere Vernetzung von Nervenzellen der Gehirnareale aus, die die Bewegungen dieser Hand steuern. Das erklärt auch, warum wir, sofern wir das »Zeitfenster« nutzen konnten – auch nach längerer Unterbrechung mühelos wieder am einmal Gelernten anknüpfen können.

Auch für das Notenlesen gibt es eine sensible Phase. Nach der Einschulung steht das Zeitfenster für den spielerischen Umgang mit Symbolen weit offen.

Kinder, die früh die »Muttersprache Musik« sprechen, aktivieren noch ande-

re Bereiche ihres Gehirns. Dies konnten der theoretische Physiker Gordon Shaw und die Psychologin Frances Rauscher in einer Studie in Los Angeles mit Drei- und Vierjährigen beobachten. Die Kinder wurden acht Monate lang einmal pro Woche für eine Viertelstunde am Klavier unterrichtet. Außerdem sangen sie täglich zusammen. Die Musik-Kinder konnten vergleichsweise leichter und schneller Puzzles zu Figuren zusammensetzen, sie entwickelten ein stärkeres räumliches Vorstellungsvermögen und bessere mathematische Fähigkeiten. Überdies, so vermutet Shaw, »stärkt klassische Musik auch die Verschaltungen im Gehirn, die wir beim logischen Denken brauchen«.

Was Hänschen nicht lernt ...?

Angesichts solch positiver Forschungsergebnisse kann möglicherweise bei manchen Eltern der Eifer wach werden, nichts zu verpassen und die Zeitfenster ihres Kindes so intensiv wie nur möglich zu nutzen. Es gibt jedoch keinen Königsweg der optimalen Förderung. Einseitiges Trainieren spezieller Fähigkeiten wäre wenig sinnvoll, sei es nun auf musikalischem oder anderen Gebieten. Denn vieles im Leben und in der Entwicklung eines Kindes läuft so komplex ab, dass einseitige Förderung nicht aus-

reicht. Das aufmerksame Beobachten, emotionale Geborgenheit und Mutmachen, wenn's mal schief geht, sind ebenso wichtig wie vielseitige Anregung. Nur so können sich Kinder das herauspicken, was sie brauchen, um ihren Wissensdurst zu stillen und ihre Fähigkeiten und Stärken zu entdecken. Wo dies nicht elterlichen Leistungs- und Erfolgswünschen geopfert wird, können Kinder in ihren sensiblen Phasen mit

allen Sinnen lernen und sich ganzheitlich entwickeln.

Was aber, wenn das Zeitfenster bereits zugefallen ist? Kein Grund zur Sorge! Unser Gehirn bleibt ein Leben lang lernfähig. Nur – »es« lernt sich nicht mehr so schnell und leicht. Wir brauchen etwas mehr Ausdauer, mehr Geduld und Motivation. Aber wo ein Wille ist ... Es gibt schließlich genügend Beispiele für Spätberufene, gerade in der Musik!

Rettet den körperlich-sinnlichen Zugang zur Welt. Kinder sind Bastler, Handwerker, Maler, Musiker, Läufer und Hüpfen. Ihre Sinne sind Organe zur Welterkundung. Künstlerische, handwerkliche und motorische Tätigkeiten müssen ihr Lernen begleiten.

Andreas Flitner



Musikalische Spiele für die Allerkleinsten

Klangspielzeug

Mit dem Ohr lernt das Kind die Sprache der Dinge kennen. Das Glöckchen, das die Hände zum Klingen bringen, die Spieluhr überm Bett, die kleine Rassel oder eine Klapper. Mit solchem Spielzeug, das nicht nur die Ohren, sondern auch Hände und Augen anspricht, sammeln Kinder erste Erfahrungen mit Klängen. Musikalisches Spielzeug lässt sich leicht selber herstellen:

- Ein Schmusebär bekommt ein Glöckchen ans Ohr genäht.
- Ein Waschlappen wird in ein »Knisterkissen« verwandelt, indem man raschelnde Folie einnäht.
- Papprollen können mit rasselnden kleinen Dingen gefüllt werden: zum Schütteln (die kleinen), zum Rollen (die großen).
- Windspiele, überm Bettchen oder an der Decke des Kinderzimmers aufgehängt, erfreuen Augen und Ohren. Metallplättchen, Glöckchen, Metallröhren, aber auch Bambusstäbe oder Schildpattplättchen klingen schön.

- Viel Spaß machen Klangspiele zum Hinterherziehen. Dafür werden Metallringe, Glöckchen oder Holzstäbe an ein Holzauto gebunden.

Trampelfant und Hoppereiter

Spaß machen auch gemeinsame Bewegungsspiele. An Ihren Bauch geschmiegt oder huckepack auf Rücken oder Schultern getragen, spürt das Kind den Rhythmus der Musik. Zusammen mit einer weiteren Person kann es im »Handsitz« hin- und herschaukeln oder zur Musik in einem großen Tuch sanft gewiegt werden. Barfuß auf den nackten Füßen des großen Bruders oder sicher an den Händen gehalten, werden gar die ersten Tanzschrittchen gewagt!

Itzelpitzel

Kitzelveise, Handmärchen und Fingerspiele sind auf dem musikalischen Weg Ihres Kindes wertvolles Spielmaterial. Auf die Haut getupft, gekitzelt oder gekrabbelt, schaffen sie Nähe, lösen Bewe-



Dorothee Kreusch-Jacob

Musik macht klug

Wie Kinder die Welt der Musik entdecken

Gebundenes Buch, Pappband, 160 Seiten, 18,0x22,4

ISBN: 978-3-466-30496-7

Kösel

Erscheinungstermin: Juli 1999

Kinder lieben Musik.

Sie hören sie gern, tanzen dazu und musizieren mit Vergnügen.

Ganz nebenbei macht Musik auch noch klug, sie fördert die kindliche Persönlichkeit in vielerlei Hinsicht: Kinder, die früh mit Musik in Kontakt kommen und die die Freude an ihr nicht verlieren, entwickeln mehr Kreativität, sind intelligenter, ausgeglichener und kommunikativer.

Musikalische Erziehung im Sinne einer ganzheitlichen Entwicklung ist somit eine Chance für alle Kinder.